

(Nachdruck verboten.)

89]

## Der Sumpf.

Roman von Upton Sinclair. Autorisierte Uebersetzung.

Der Boden war von einer auf einem Brett befestigten Kerze erleuchtet, die fast ganz heruntergebrannt war; sie knisterte und qualmte, als Jurgis die Leiter hinaufstürmte. Er konnte nur undeutlich einen Haufen von Lumpen und Decken erkennen, der in einer Ecke auf dem Boden aufgeschichtet war; am Fuß desselben stand ein Kreuzifix, und daneben kniete ein Priester und murmelte Gebete. In einer anderen Ecke kauerte Elzbieta, die laut weinte und jammerte. Auf dem Lumpenhaufen lag Dna.

Sie war mit einer Decke zugedeckt, aber er sah ihre Schultern und einen nackten Arm; sie war so abgezehrt, daß er sie kaum erkannt haben würde, — sie sah fast wie ein Gerippe aus und war kreideweiß. Ihre Augen waren geschlossen, und sie lag so still wie eine Tote. Er taumelte auf sie zu und stürzte mit einem Schrei der Verzweiflung neben ihr in die Knie: „Dna! Dna!“

Sie regte sich nicht. Er griff nach ihrer Hand und umklammerte sie krampfhaft, indem er rief: „Sieh mich an! Antworte mir! Es ist Jurgis, der wieder da ist — hörst Du mich nicht?“

Die Augenlider zuckten ganz leise, fast unmerklich, und er schrie wieder wie ein Rasender: „Dna! Dna!“

Da öffneten sich plötzlich ihre Augen — nur einen Moment. Einen Moment blickte sie ihn an — ein Blick des Erkennens zuckte auf, — er sah sie wie in weiter Ferne, allein und verlassen, wie ein Phantom. Er streckte die Arme nach ihr aus, er rief nach ihr in wilder Verzweiflung; ein verzehrendes Sehnen wallte in ihm auf, ein qualvolles Lechzen nach ihr, ein ganz neues, heißes Verlangen, das ihn marterte und an seinen Herzfäsern riß. Doch es war alles umsonst — sie entschwand ihm, sie glitt zurück und war fort. Er stieß einen wimmernden Klagelaut aus, heftiges Schluchzen erschütterte seinen ganzen Körper, heiße Tränen rannen ihm über die Wangen und fielen auf sie herab. Er packte ihre Hände, er schüttelte sie, er nahm sie in die Arme und preßte sie an sich; aber sie lag kalt und still — sie war fort — war tot!

Das Wort durchfuhr ihn wie der Klang einer Glocke, hallte wider in seinen innersten Tiefen, längstverflungene Saiten begannen zu klingen, schattenhafte Mengste regten sich — Mengste vor der Finsternis, vor der großen Leere, vor der Vernichtung! Sie war tot! Sie war tot! Er würde sie nie wiedersehen, nie wieder hören! Ein eisiges, grauenvolles Gefühl von Verlassenheit befiel ihn; er sah sich allein und vereinsamt dastehen und die Welt vor seinen Augen dahinschwimmen — eine Welt der Schatten, der unerfüllten Träume. Er war wie ein kleines Kind in seinem Schmerz und Schrecken; er rief und rief und erhielt keine Antwort, und sein verzweifertes Geschrei hallte durch das ganze Haus, so daß die Frauen unten noch ängstlicher zusammenrückten. Er war untröstlich, außer sich, — der Priester kam, legte ihm seine Hand auf die Schulter und redete sanft auf ihn ein, aber er hörte keinen Laut, denn er war geistesabwesend; um ihn schwebten nächtliche Schatten und er strebte einer Seele nach, die entflohen war.

So lag er. Die graue Morgendämmerung stieg herauf und kroch in den Bodenraum hinein. Der Priester ging, die Frauen gingen, und er war allein mit der stillen, weißen Gestalt, — ein wenig ruhiger schon, aber wimmernd und schauernd, ringend mit einem grauen, fürchterlichen Gespenst. Dann und wann richtete er sich auf und starrte auf die weiße Maske, die vor ihm lag; dann bedeckte er wieder die Augen mit den Händen, weil er den Anblick nicht ertrug. Tot! Tot! Und sie war noch fast ein Kind, war kaum achtzehn Jahre alt! Ihr Leben hatte kaum begonnen — und hier lag sie, ermordet — gebrochen, zu Tode gemartert!

Es war Morgen, als er aufstand und in die Küche hinunterging — höhläugig und aschgrau, taumelnd und halb

betäubt. Es waren noch mehr Nachbarn erschienen, und sie starrten ihn schweigend an, als er auf einem Stuhl neben dem Tisch niedersank und das Gesicht in den Armen begrub.

Gleich darauf öffnete sich die Tür; ein Strom eisiger Luft und ein Wirbel von Schneeflocken stürmte ins Zimmer, und mit ihm kam die kleine Kotrina, atemlos von schnellem Laufen und blau vor Kälte. „Da bin ich wieder!“ rief sie aus. „Ich konnte kaum —“

Da fiel ihr Blick auf Jurgis, und sie hielt mit einem Schrei inne. Sie sah von einem Gesicht zum anderen und erkannte, daß irgend etwas geschehen war. „Was ist denn?“ fragte sie mit leiserer Stimme.

Bevor irgend jemand zu antworten vermochte, sprang Jurgis auf; er trat mit unsicheren Schritten auf sie zu. „Wo bist Du gewesen?“ fragte er.

„Ich habe mit den Jungen Zeitungen verkauft,“ sagte sie, „der Schnee —“

„Hast Du Geld?“ fragte er.

„Ja.“

„Wieviel?“

„Beinah drei Dollar, Jurgis.“

„Gib sie mir!“

Kotrina erschrak über seinen Ton und blickte schen zu den anderen hinüber. „Gib sie mir!“ herrschte er sie abermals an, und sie fuhr mit der Hand in die Tasche und holte einen Lumpen heraus, in den sie das Geld eingeknotet hatte. Jurgis nahm es, ohne ein Wort zu sagen, verließ das Haus und ging die Straße hinab.

Drei Türen weiter war ein Schanklokal. „Whisky,“ sagte er, als er eintrat, und als der Mann ihm welchen hinschob, riß er den Lumpen mit den Zähnen auseinander und zog einen halben Dollar heraus. „Wieviel kostet die Flasche?“ fragte er. „Ich will mich betrinken.“

20.

Aber wenn ein Mann nur drei Dollar hat, kann er nicht lange betrunken bleiben. Das war am Sonntagmorgen, und am Montagabend kam Jurgis nach Hause, nüchtern und elend. Er hatte sich klar gemacht, daß er jeden Cent ausgegeben hatte, den die Familie besah, und daß ihm das Geld seinen einzigen Moment des Vergessens verschafft hatte.

Dna war noch nicht beerdigt; aber die Polizei war benachrichtigt worden, und am nächsten Morgen sollte die Leiche in einen Fichtenfarg gelegt und auf dem Armenfriedhof bestattet werden. Elzbieta war ausgegangen, um ein paar Pfennige für eine Totenmesse von den Nachbarn zu erbetteln; und die Kinder waren oben und hungerten sich halb zu Tode, während er — Taugenichts und Schurke, der er war! — ihr bißchen Geld betrunken hatte. Das warf ihm jetzt Aniele voll zorniger Verachtung vor, und als er aufs Feuer zuging, fügte sie hinzu, daß ihre Küche nicht mehr dazu da sei, von ihm mit Düngergeruch erfüllt zu werden. Sie hatte ihre Mieter Dnas wegen alle in ein Zimmer zusammengesperret, aber nun konnte er auf den Boden hinaufgehen, wo er hingehörte — und auch das nicht mehr lange, wenn er ihr nicht bald etwas Miete bezahlte.

Jurgis ging, ohne ein Wort zu sagen, stieg über ein halbes Duzend Mieter hinweg, die im Nebenzimmer am Boden schliefen, und stieg die Leiter hinauf. Oben war es dunkel; Licht konnten sie nicht bezahlen; auch war es hier fast ebenso kalt wie draußen. In einer Ecke, so weit wie möglich von der Leiche entfernt, saß Marija, hielt den kleinen Antanas in ihrem gefunden Arm und suchte ihn zum Schlafen zu bringen. In einem anderen Winkel hockte der kleine Juozapas und weinte leise vor sich hin, weil er den ganzen Tag über nichts zu essen bekommen hatte. Marija sagte kein Wort zu Jurgis; er schlich wie ein geprügelter Hund herein und setzte sich dicht neben die Leiche.

Vielleicht hätte er über den Hunger der Kinder nachdenken sollen und über seine eigene Verworfenheit; aber er dachte nur an Dna, er gab sich wieder ganz der Wollust seines Schmerzes hin. Er vergoß keine Träne, denn er schämte sich zu sehr, jetzt auch nur einen Laut von sich zu geben; er sah regungslos da, bebend und schauernd vor Qual. Er hatte es sich niemals ganz klar werden lassen, wie sehr er Dna

liebe, bis jetzt, wo er sie verlorren hatte; bis jetzt, wo er hier sah und wußte, daß sie sie morgen fortragen würden, und daß er sie nie wieder mit Augen sehen würde — niemals, sein ganzes Leben lang. Die alte Liebe, die verhungert und totgeschlagen war, erwachte von neuem; die Schleusen der Erinnerung öffneten sich — er sah ihr ganzes gemeinsames Leben, sah sie, wie er sie in Vitauen gesehen hatte, am ersten Tage des Jahrmakts, schön wie eine Blume, wie ein Vogel singend. Er sah sie so, wie er sie geheiratet hatte, in all ihrer Bärtlichkeit, mit dem Herzen voller Wunder; die Worte, die sie gesprochen hatte, schienen ihm wieder in den Ohren zu klingen, die Tränen, die sie geweint hatte, nähten seine Wangen. Der lange, grausame Kampf mit Elend und Hunger hatte ihn verhärtet und verbittert, aber sie war dadurch nicht anders geworden, — sie war bis zuletzt dieselbe hungernde Seele geblieben, hatte ihm die Arme entgegen-gestreckt, ihn angefleht, hatte um Liebe und Bärtlichkeit gebettelt. Und sie hatte gelitten — so grausam hatte sie gelitten, solche Qualen, solche Scheußlichkeiten erduldet — o Gott! die Erinnerung daran war nicht zu ertragen! Welch ein Ungeheuer von Schlechtigkeit und Herzlosigkeit war er gewesen! Jedes zornige Wort, das er jemals gesprochen hatte, kehrte ihm jetzt zurück und schnitt ihn wie mit Messern; jede egoistische Handlung, die er begangen hatte — mit welchen Qualen bezahlte er sie jetzt! Und welche Eingebung, welche ehrfürchtige Scheu wallte jetzt in ihm empor — jetzt, wo sie nicht mehr ausgesprochen werden konnte, jetzt, wo es zu spät war, zu spät! Sein Herz ersieckte daran und wollte dann wieder zerspringen; er kauerte hier im Dunkel neben ihr und streckte die Arme nach ihr aus — und sie war auf immer verschwunden, war tot! Er hätte laut schreien können vor Grauen und Verzweiflung; kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn, und doch wagte er keinen Laut von sich zu geben, — ja, er wagte kaum zu atmen, vor Scham und Abscheu vor sich selbst.

{Fortsetzung folgt.}

(Nachdruck verboten.)

## Ehrenmänner.

Von E. G. Gläd.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen.

Das Privatkabinett von Herrn Mouchard, Verleger der „Neuesten Nachrichten“. — Hastig, als sähe ihm ein unbequemer Gläubiger auf den Hacken, betritt Herr Mouchard sein Arbeitszimmer. Er ist ein kleiner, bieder Mann mit hochrotem, apoplektischem Gesicht, dessen gewöhnliche Bänge beständig Aufregung und Zorn ausdrücken. Während schleudert er seinen Hut auf einen Stofz Stuhl, die sich auf dem Schreibtisch umhertreiben, krant in den Papieren, die er achlos zur Erde wirft, bis er endlich den elektrischen Druckknopf findet. Er schellt lange, nachdrücklich. Dann beginnt er mit einer schwindelerregenden Schnelligkeit Briefe zu öffnen, die er größtenteils, nachdem er die Unterschrift gelesen hat, unbesehen in den Papierkorb wirft.

Zwei Minuten später öffnet sich geräuschlos die Tür und der Chefredakteur erscheint. Immer bemüht, sich der jeweiligen Stimmung des Prinzipals anzupassen, streift er mit einem fragenden Blick das Antlitz des Bestrengen, während seine Lippen ein schlichternes Lächeln umspielt, von dem er noch nicht recht weiß, ob er es auch spielen lassen darf, und das daher im nächsten Augenblick wieder verschwindet, wie eine Schnecke, die man mit dem Finger berührt, so oft sie ihr Haus verlassen will.

Der Verleger (ohne den Kopf zu wenden): „Ach, da sind Sie ja!“

Der Chefredakteur (der jetzt ein liebenswürdiges Lächeln für angebracht hält): „Ergebenster Diener, Herr Mouchard! Wie ist Ihr wertres Befinden?“

Der Verleger (ihm sein Gesicht zuehend, dessen zahllose Atern und Aederchen jetzt unheilvollendend dunkelviolett schimmern): „Was habe ich soeben erfahren? Sie wußten, daß Vafouillot ständig einen Wagen bemut?“

Der Chefredakteur (die wütende Miene des Verlegers kopierend, obgleich er noch nicht die Ursache seiner Wut begreift): „Wie? Vafouillot? Unser Handelsredakteur bemut einen Wagen? Ich bin sprachlos, Herr Mouchard!“

Der Verleger: „Jawohl, Vafouillot, unser Handelsredakteur! Und Sie wissen doch, was ich ihm für seine Sudeleien gebe?“

Der Chefredakteur: „Jawohl, 75 Frank pro Monat.“

Der Verleger (mit der Faust auf den Tisch schlagend): „Solch ein Lump!“

Der Chefredakteur (vermag nicht einzusehen, weshalb der Prinzipal sich berart aufregt, und brüllt seine Meinung nur durch ein unartikuliertes Brummen aus, dem man, wie den Hieroglyphen, 114 verschiedene Deutungen geben kann): „Om!“

Der Verleger (wütend hin und hergehend): „Sich einen Wagen zu leisten bei 75 Frank Gehalt!“

Der Chefredakteur (hält den Moment für gekommen, einen Scherz zu machen und die Situation ins Lächerliche zu ziehen): „Gott! bei einiger Sparsamkeit kann man schon . . .“

Der Verleger (zornig): „Machen Sie hier keine faulen Wige! Verstanden? Sie haben am wenigsten Veranlassung dazu! Sie hätten sehen müssen, daß seine Artikel verdeckte Neckamen enthalten!“

Der Chefredakteur (Mäglich): „Allerdings, aber da Sie selbst nichts sagten, so . . .“

Der Verleger (schreiend): „Ja? Ja?? Glauben Sie denn, daß ich jemals auch nur einen seiner blödsinnigen Artikel gelesen habe? Glauben Sie, daß ich das Geschwafel von Herrn Vafouillot schlucken werde, wenn mein Arzt mir alles Schwere aufs strengste verboten hat?“

Der Chefredakteur (vergnügt schmungelnd): „Ah! Ausgezeichnet! Ganz famofer Wig!“

Der Verleger (seine Heiterkeit brüskl unterbrechend): „Aber Sie, Verehrtester . . . von Ihnen ist das unverzeihlich, einfach unverzeihlich! (pathetisch) Urteilen Sie selbst: dieser Mensch mißbraucht das Vertrauen, das ich ihm entgegenbringe, mißbraucht die Stellung, die ich ihm an den „Neuesten Nachrichten“ gebe, wagt es, sich der Zeiten zu bedienen, die ich ihm bezahle . . . (mit bitterem Nachdruck) teuer bezahle, um — ich weiß nicht was für welche schmutzigen Geschäfte mit den Bankern, den Großindustriellen, den Meedern zu machen — und Sie sagen mir kein Sterbenswörtchen?“

Der Chefredakteur (sich entschuldigend): „Wenn ich einen Beweis gehabt hätte . . .“

Der Verleger (aufbrausend): „Wenn Sie einen Beweis gehabt hätten? Nun, es versteht sich von selbst, daß Sie keinen Beweis gehabt haben! Sonst hätten Sie doch wohl nicht erst gewartet, bis ich davon Kenntnis erhielt, sondern hätten ihm den Stuhl vor die Tür gesetzt, bevor er nur Zeit gehabt hätte, sein Lügtenmaul zu öffnen, will ich hoffen? Und wenn er nicht gutwillig gegangen wäre, hätten Sie seinen Hofenboden doch wohl nähere Bekanntschaft machen lassen mit Ihrer Stiefelsohle, nicht wahr?“

Der Chefredakteur: „Ja, aber . . .“

Der Verleger (voll ehler Entrüstung): „Ein Mensch, der die „Neuesten Nachrichten“ aufs ärgste kompromittiert, der unsere Leser täuscht, der sich sein Gehalt dafür zahlen läßt, daß er (mit tränenerstickter Stimme) . . . ihnen vielleicht irgendwelche anrüchigen Geschäfte und Transaktionen empfiehlt! Es ist gar nicht auszuwenden! . . . (sich unterbrechend) Ist Vafouillot in der Redaktion?“

Der Chefredakteur: „Jawohl, Herr Mouchard.“

Der Verleger: „Schön! Sie können ihm sagen, daß die „Neuesten Nachrichten“ von heute ab auf seine weiteren Dienste verzichten!“

Der Chefredakteur: „Sehr wohl, Herr Mouchard.“

Der Verleger: „Und fassen Sie ihn nicht mit Glacéhandschuhen an! . . . (sich bestimmend): „Oder noch besser: schicken Sie mir diesen Vafouillot her! Sie sollen mal sehen, wie man mit solchen Leuten reden muß!“

Der Chefredakteur entfernt sich eiligst, wobei er sich bemüht, seinem Gesicht möglichst den Ausdruck der Entrüstung, des Zornes, der Verachtung zu geben. Er geht in die Redaktion und teilt Herrn Vafouillot mit, daß der Prinzipal ihm zu sprechen wünsche.

Nichts weniger als aufgeregt betritt Vafouillot das Privatkabinett des Gewaltigen, während er sich mit der liebenswürdigsten Ungeniertheit von der Welt die Zähne stoßert.

Die Doppeltür schließt sich hinter ihm, und der Chefredakteur legt, nachdem er die anwesenden Kollegen von dem soeben Vorfallenen unterrichtet hat, sein Ohr ans Schlüsselloch.

Die Stimme des Verlegers (donnernd): „Glender . . . Schuft . . . Schwindel . . . vor die Tür setzen . . . und zwar sofort . . .“

Die Stimme Vafouillots (weniger deutlich): „Sehe absolut nicht, was dabei schlimmes ist . . . Kampf ums Dasein . . . bin ein Kämpfer des Gedankens . . .“

Die Stimme des Verlegers (kreisend): „Zu so etwas gibt ein anständiger Mensch sich nur und nimmer her! . . . Die Ehre der „Neuesten Nachrichten“. . . Der gute Ruf der „Neuesten Nachrichten“. . .“

Die Stimme Vafouillots (lachend): „Ach, reden Sie doch keinen Unsinn! . . . (taum vernehmbar): Na . . ., sich verständigen . . .“

Die Stimme des Verlegers (plötzlich sanft und unverständlich werdend): — — — — —

Die Stimme Vafouillots (sich in erregtem Protest erhebend): „Biel zu teuer . . . Messer an die Kehle setzen . . . Kämpfer des Gedankens . . .“

Dann Stille. Ein Geflüster beruhigter Stimmen, Wischeln, Lachen, das Geräusch eines kräftigen Händedrucks.

Endlich verläßt Vafouillot stolz erhobenen Hauptes das Privatkabinett, begleitet von dem strahlenden Verleger, der ihn auf das verbindlichste die Hand schüttelt.

Der Chefredakteur (im nächsten Moment in das Allerheiligste stürzend): „Nun, Herr Mouchard, haben Sie Vafouillot entlassen?“

Der Verleger (gereizt): „Wie? Vasouillot entlassen? Sie sind wohl verrückt?! Ich denke ja gar nicht daran! Er hat mir genügende Erklärungen gegeben und . . .“

Der Chefredakteur (erstaunt): Seine Artikel fallen also in Zukunft nicht fort?“

Der Verleger (die Arme zum Himmel erhebend): „Wie? Vasouillots Artikel sollten fortfallen? Diese kleinen Meisterwerke sollten fortfallen? Aber ganz im Gegenteil! Sie kommen in Zukunft auf die erste Seite unseres Blattes!“

Der Chefredakteur: „Ja, aber . . . ich glaubte . . . Sie sagten doch soeben selbst . . .“

Der Verleger (nachlässig): „Ach so! Sie meinen den Klatsch, den Sie mir vorhin aufgetischt haben? Aber das ist ja Unsinn, Verehrtester! Daran ist ja auch nicht ein einziges wahres Wort! Vasouillot ist der anständigste Mensch von der Welt! (mit Nachdruck) Ein Kämpfer des Gedankens! . . . Nicht um eine Million würde er den Lesern der „Neuesten Nachrichten“ ein zweifelhaftes, unsicheres Geschäft empfehlen! Sie könnten ihm noch so viel Geld anbieten, er täts nicht!“

Der Chefredakteur (beruhigt): „Dann war die Geschichte mit dem Wagen also auch Schwindel?“

Der Verleger (vertört): „Wie? Die Geschichte mit dem Wagen? Nein . . . Er hat . . . hm . . . er hat eine kleine Erbschaft gemacht.“

Der Chefredakteur: „Das freut mich um feinetwillen, wirklich! Denn mit seinen 75 Frank monatlich . . .“

Der Verleger (sich die Nase reibend): „75 Frank monatlich? . . . Ach so! Nichtig! Bald hätte ich's vergessen! Witten Sie doch den Kassierer, er möchte einen Augenblick zu mir kommen. Vasouillot wird in Zukunft nicht mehr 75 Frank beziehen.“

Der Chefredakteur: „Sie geben ihm Zulage?“

Der Verleger (zögernd): „Ja . . . das heißt: nein . . . (hastig) Gott! Ihnen kann ich's ja sagen: von jetzt ab bezahlt Vasouillot mir 650 Frank pro Monat . . .“

## Kleines feuilleton.

u. Kunstmilch. Nahrungsmittelverfälschung wird mit Recht streng bestraft, denn erstens wird durch sie an dem kaufenden Publikum ein Betrug ausgeübt, und zweitens scheuen die Nahrungsmittelverfälscher sehr häufig auch nicht davor zurück, direkt gesundheitsgefährliche Stoffe zu verwenden. Die Tatsache allein aber, daß verfälschte Nahrungsmittel vielfach gekauft werden, beweist schon, daß die unversehrten Nahrungsmittel nach ihrer Menge für den Bedarf nicht ausreichen, oder daß sie so teuer sind, daß viele sie nicht kaufen können, trotzdem sie eigentlich unbedingt notwendig sind. Die Abhilfe darf aber unter diesen Umständen nicht durch Fälschungen gebracht werden, sondern nur durch die Herstellung von Surrogaten, die ganz offen als solche verkauft werden. Natürlich muß bei der Zubereitung solcher künstlicher Nahrungsmittel darauf geachtet werden, daß sie den natürlichen an Nährwert und Bekömmlichkeit möglichst nahe kommen. Leider wird aber gegen diese Forderung vielfach gesündigt, und es werden künstliche Nahrungsmittel geliefert, die eigentlich Verfälschungen schon recht bedenklich ähnlich sind. So wird vielfach eine Art von Kunstmilch angepriesen, die sich bei ihrer chemischen Untersuchung als wenig nahrhaft erweist. Sie besteht nämlich aus Syrup und Sesamöl, dem etwas Eiweiß beige-mischt ist. Wenn man das Ganze dann in Wasser auflöst, entsteht allerdings eine äußerlich der Milch ziemlich ähnliche Flüssigkeit, die aber bezüglich der Nährhaftigkeit hinter dieser so weit zurücksteht, daß die Bezeichnung Kunstmilch eigentlich ganz ungerechtfertigt erscheint. Das Schlimmste daran ist aber, daß man nur schwer den direkten Zusatz des bedenkenlichsten in ihr enthaltenen Stoffes, des Sesamöles, nachweisen kann; denn dies ist oft auch in Margarine enthalten, und der Milchfabrikant kann sagen, daß er die erlaubte Margarine verwendet habe. —

## Theater.

Kammerspiele des Deutschen Theaters: „Frühlings Erwachen“, eine Kindertragödie von Frank Wedekind. Das Wagnis, eines der größten, das Reinhardt in seiner kurzen, an Experimenten so reichen Direktionszeit unternahm, ist über alle Erwartungen geglückt. Die Aufführung der Wedekindschen Kindertragödie, deren Gefüge dem Bühnentragedramen durchaus zu widersprechen schien, hat, von einer wunderbar fein abtönenden Regie und Schauspielkunst getragen, einen ungewöhnlich starken, die Wirkung, die das Drama beim Lesen hinterläßt, weit überflügelnden Eindruck erzeugt. Sie bedeutet eine neue Eroberung für das Theater, ein Hinausrücken seiner Grenzen. Die Schwierigkeiten, die aus dem Stoff wie aus der sprunghaft zerstückelten Form des Werkes erwachsen, das an zwanzig Szenische Veränderungen erheischt, waren resillos überwunden.

Um so bedeutsamer ist das Gelingen, als dieser so wenig bekannte Dramenerstling die späteren Stücke Wedekinds, die von der Tagesmode so überlaut gepriesen wurden, an Kraft und innerem Gehalt hoch überragt. Die Eigenart des Dichters, die Mischung scharfsäugiger, kalter naturalistischer Beobachtung und bunt willkürlicher Phantasie zeigt sich schon hier in deutlichster Prägung. Aber es fehlt, was später namentlich in „Siddala“ so störend hervortritt,

das präventöse Sichinteressantmachendwollen, das manirierte Spielerische, das paradoxe Verworrenheiten zu verstecktem Tiefsinn aufzubauchen trachtet. Hier spürt man nichts von Rufe, sondern fürchtbar nahe Lebensnot. Mit Herzblut ist das Stück geschrieben, und diese Empfindung hält an auch bei den schwächeren Stellen, wo die unmittelbare Illusion verfliehet und die Sprache aus dem Charakteristischen in das Abstrakte gleitet.

Vom Schmerz der Jugend, den das in der Erinnerung rosa färbende Alter so gern vergißt, spricht das Werk mit schneidend unbarmherziger Schärfe, — vom Schmerze, den das Erwachen der Begierde über junge, rasselos im Dunkeln tappenden Knaben- und Mädchen-seelen verhängt. Jeder kennt ihn, aber die Dichtung, die doch das Spiegelbild des Lebens sein will, wenigstens die dramatische Dichtung, war noch immer geschlossenen Auges an diesem Leid, von dem eine hohle Prüderie nicht reden hören will, vorüber gegangen. Ganz neue Wege galt es da zu bahnen. Das darf man, will man die Originalität des Wedekindschen Stückes in gerechter Weise würdigen, nicht vergessen. Wahr und tief ist der Zusammenstoß jugendlich idealistischer Denkart mit dem dumpfen Zwange des Zustimmtes in den beiden Freunden, dem überzarten Moritz, der in rastloser Arbeit sein Schülerepensum nicht bewältigen kann, und dem kräftigeren rasch jede Aufgabe erfassenden Melchior gezeichnet. In abendlicher Dämmerung wagt jener dem Kameraden anzudeuten, welche Träume, welche Neugier ihn quälten; und als der erzählen will, was er aus Büchern darüber zusammengelesen, bittet ihn Moritz in glühender Eham, er solle es ihm lieber aufschreiben. Es ängstet ihn, die Worte im Gespräch zu hören. Der Quell des Lebens scheint ihnen schmutzig trübe, das Leben selbst dadurch zur Gemeinheit entwürdig. Ein rücksichtsloser Jugendgeist regt seine Schwingen; mißt an seinen Maßstäben die Welt und stürmt dann vorwärts zu den letzten Konsequenzen. Erfüllt die Welt nicht, was sie soll, was wir verlangen, so ist sie ein vernunftloses, blindes Ungeheuer, der Glaube Lug und Trug. Wie Melchior mit der vier-zehnjährigen lustigen Wendla im Walde zusammentrifft, da zwingt er die Verwirrung, in die ihn ihre neckischen, noch unbewußt kofelten Zutranlichkeiten treiben, nieder, indem er vor der Kleinen darüber zu philosophieren anfängt, ob eigentlich der Mensch für seine Tugenden und Sclbstigkeiten verantwortlich zu machen sei. Die Jungen schwärmen für den „Faust“, aber die Liebesgeschichte mit Gretchen scheint ihnen kleinlich, ein Abstrich von der dichterischen und Gedankenhöhe. Seltsam rührend und ergreifend kamen all diese Stimmungen und Züge im Spiele Moissis (Moritz) und Bernhard v. Jakobis (Melchior) heraus. Die schlanken, geschmeidigen Gestalten unterstützten die Wirkung aufs glücklichste. Man glaubte ihnen ihre sechzehn Jahre. Die kleine Wendla, in der der Erieb, ihr selbst verborgen, die Form des unbestimmten Pärlichkeitsverlangens annimmt, — die vergeblich ihrer Mutter mit Fragen, woher die Kinder kommen, zuseht, und ohne Ahnung der Gefahr die Sinne Melchiors aufreizt, bis das Traurige geschieht — das unglückselige Kind, das Mutter wird und an der Mutterschaft zugrunde geht, fand eine schlechthin meisterliche Darstellung durch Fräulein Eibenschütz. Der Dichter hat für diese Rolle weniger getan als für die beiden Knaben. Um so bewunderungswürdiger war es, welche seelische Fülle die Schauspielerin hier zu entfalten vermochte. Das reizvolle und immer kindliche Mienenpiel, gleich vollendet im Ausdruck lebenswürdiger Schelmerei, wie tiefsten Schmerzes, hielt die Zuschauer in ständigem Bann.

In die Tragik des Schlußes mischen sich burleske Szenen echt Wedekindscher Art. Moritz, der nicht verzeht wird und die Vorwürfe des Vaters nicht überleben zu können meint, erschießt sich. In der letzten Stunde bietet sich ein leichtfertiges Mädel, ein Malermodell, (die episodische Figur war ausgezeichnet mit Gertrud Eysoldt besetzt) ihm an. Mächtig empfindet er die Lockung, doch die tief wurzelnden Hemmungen wiegen noch stärker. Dann folgen in grotesk ironischer Karikatur die Lehrerkonferenz, vor der sich Melchior wegen des in Moritz' Hinterlassenschaft gefundenen Manuskriptes über die Fortpflanzung verantworten soll, und das Begräbnis. Melchior wird von den Eltern — Fräulein Wangel und Herr Steinrüd gestalketen die Rollen mit intimster Charakteristik aus — ins Korrektionshaus geschickt, ent-springt der Haft und schleicht im Mondschein auf den Kirchhof, der seines Freundes Leiche birgt, er will sich dort erhängen. Der Tote steigt aus seinem Grabe, den Kopf unter dem Arme tragend, und preißt das Glück der Abgeschiedenen. Da erscheint ein unbekannter Herr mit Maske, weißen Handschuhen und Zylinder (von Wedekind gespielt), um mit kühlem Spott den Spul der visionären Schwärmerei zu verschleudern, den erlöschenden Instinkt der Selbst-erhaltung in Melchior von neuem anzustacheln. Er wird weiter-leben. Der Fremde ist, wenn ich die Intention des Dichters richtig deute, das eigene Ich des Knaben, wie es das spätere Leben, alle weicheren Gefühle niederstampfend, formen wird. Aber freilich die Kraft hat hier nicht ausgereicht, für den kühnen Gedanken eine poetisch überzeugende Symbolik zu schaffen, und so befreundet der Ausgang wie der Einfall einer plötzlichen, den Zusammenhang des Ganzen kreuzenden Laune.

Die höchst originellen Dekorationen, die Walfert komponiert hatte, waren mit feinstem Stillempfinden der Dichtung angepaßt. Die neue Drehbühne gestattete es, die mannigfachen Bilder in un-unterbrochenem Flusse vorüberziehen zu lassen. Alles vereinigts sich zu sicherstem Zusammenwirken.

**Kunst.**

**Volks- und Kunstballade.** In Paul Cassirers Kunstsalon veranstalteten Dr. Max Kunze und Cäcilie Schmidlung am Donnerstag einen Vortragsabend. Dr. Kunze sprach einleitend über die Ballade. Er verbreitete sich über den Ursprung dieser Dichtgattung, sowie über deren Vorkommen bei den verschiedenen Völkern. Die Kreislinie ist von Skains Ermordung her über Griechenland (Pindar), Italien, die Provence, Normandie, Großbritannien bis nach Deutschland zu verfolgen. Auch hier wird die Ballade Langzeit mit Schilderung aktueller Begebenheiten, wie in Italien, Schottland usw. Infolge des dreißigjährigen Krieges litt die Ballade in schöpferischer Hinsicht. Durch die Perichäre wie Bodmersche Ausgabe altschottischer Balladensätze wurde diese Dichtungsart neuerdings in Deutschland befruchtet. Herder gab dann neue Anregungen. Besonders aber war es Goethe, der die Volksballade um die Kunstballade bereicherte. Wie das Schaffen am Faust ihn sein ganzes Leben hindurch beschäftigte, so auch die Balladendichtung. Neben ihm ist Schiller zu nennen. Später ragt Uhland hervor, der noch über Goethe hinausging. Beide: Goethe und Uhland, aber auch Schiller seien die Altmeister der Balladendichtung in Deutschland. Nach ihnen verdienen Willibald Alexis, Simrod, Kopisch, Freiligrath, Heine, Anastasius Grün genannt zu werden. Als „Hauptmeister“ der späteren Balladendichtung bezeichnete Dr. Kunze Theodor Fontane, dem sich Wildenbruch und Dahn ebenbürtig anreihen (!). Damit war das Thema für den Vortragenden erschöpft. Neues mußte er nicht zu sagen. Für Bürger hatte er kein Wort der Erwähnung. Vollends scheint Herrn Kunze die Balladendichtung im Vamntreife der Jüngstidentischen ein Buch mit sieben Siegeln geblieben zu sein. Und das ist für einen Literaturprofessor bedauerlich. Man erwartete einschlägige Kenntnisse, und wurde mit augenscheinlichem Unwissen abgespeist. Noch bedauerlicher war des Vortragenden Reklamerede für ein Scherlisches Balladengesicht. Dr. Kunze hätte davon schon der eine Umstand abhalten sollen: daß sich nämlich an dem Scherlischen Balladen-Preisansuchen kein einziger Poet von Selbstachtung beteiligt hat! Schließlich hätte der Vortragende sich und den Hörern ein als „Ballade“ ausgegebenes eigenes Schulmeisterprodukt geruhig schenken dürfen. — Die Deklamation von verschiedenen Volks- und Kunstballaden altiridischen, isländischen, englischen, bretonischen, schottischen und deutschen Ursprungs hatte Frau Cäcilie Schmidlung übernommen. Die Rezitatorin bemühte sich redlich um eine verständliche Interpretation. Manches gelang ihr auch. Die Hauptsache blieb sie aber schuldig. Die Ballade verlangt dramatisches Temperament und männliches Organ. Wer jemals Yvette Guilbert selbst oder nur deren Nachahmerin: Lola Ranien die bretonische Legende vom Muttermord und sprechenden Mutterherzen hat vortragen hören, wird sich über den Kontrast klar geworden sein. Sogar der beste Wille ist nichts, wenn das starke Können fehlt. e. k.

**Medizinisches.**

**Entfernung von Fremdkörpern aus der Luftröhre.** Sehr häufig geraten Speiseteile durch fehlerhafte Wirkung der Schlingmuskeln in die Luftwege, am leichtesten Flüssigkeiten. Durch Hustenbewegung entleert sich der Kehlkopf ihrer meist sofort wieder. Spitze und kantige Fremdkörper, wie Gräten- und Knochenstücke werden, wenn sie im Kehlkopf stecken bleiben, mit Hilfe des Kehlkopfspiegels leicht durch Zangen entfernt, schwieriger ist jedoch, wenn die Fremdkörper in die Luftröhre oder gar in eine der seitlichen Luftröhrenäste gelangen. Schwere Erstickenfälle oder wenigstens die Erscheinungen gestörter oder ausgefallener Atmung sind dann oft die Folgen. Bleiben die Fremdkörper liegen, so erzeugen sie oft lebensgefährliche Lungenentzündungen. Zur Entfernung auf unblutigem Wege wird manchmal ein Drehmittel versucht oder der Patient auf den Kopf gestellt. Doch sind die Erfolge dieses Verfahrens keine besonders günstigen, so daß der Luftröhrenschnitt oft als einziges Rettungsmittel übrig blieb. Vor mehreren Jahren ist nun von Professor Nilian in Freiburg eine Methode angegeben worden, durch welche es auf unblutigem Wege gelingt, den Fremdkörper zu entfernen. Dieses Verfahren wird Bronchoskopie genannt. Es besteht darin, daß zuerst der Kehlkopf und die Luftröhre durch Cocain unempfindlich gemacht werden, dann wird eine Nöhre in die Luftwege eingeführt und schließlich mit Hilfe des Kehlkopfspiegels durch eine Pinzette der Fremdkörper in den Luftröhrenästen gefaßt und herausgeholt. So sind kürzlich aus Wien wieder drei Fälle veröffentlicht worden, bei welchen das Verfahren mit bestem Erfolg angewendet wurde. Professor Chiari gelang es bei einer älteren Frau, der beim Essen der Suppe ein Knochen in die unrechte Kehle geraten war, den Knochen glücklich zu paken. Er hatte 12 Tage im Luftröhrenast verweilt und nicht einmal besonders schwere Erscheinungen hervorgerufen. Das Rohr war dabei in eine Entfernung von 29 Zentimeter von der oberen Zahnreihe eingeführt worden. In einem anderen Falle handelte es sich um ein junges Mädchen, dem beim Kauen von Süden eines Kofosaukternes etwas davon in die Luftröhre geraten war. Die Entfernung des Fremdkörpers gelang zwar auch hier, allein das Mädchen erkrankte an einer Rippenfellentzündung, obwohl der Kern nur kurze Zeit in den Luftwegen verweilt hatte. Dies fand seine Erklärung darin, daß der Kern in die Luftwege Eiterkeime übertragen hatte, welche beim Kauen in der so häufig von Krankmachenden Keimen bewohnten Mundhöhle sich an ihm angesiedelt hatten. Endlich wurde kürzlich in der Kinderklinik von

Professor Escherich in Wien einem zehn Monate alten Kinde ein Knochenstück aus den Luftwegen durch die Bronchoskopie entfernt. —

**Technisches.**

Der erste elektrische Backofen ist in einer Bäckerei in Bregenz in Betrieb genommen worden. Nach einer Beschreibung des „Electricien“ besteht der aus Mauerwerk hergestellte Ofen aus zwei Teilen, deren jeder eine Höhe von 26 Zentimetern und eine Weite von acht Quadratmetern hat und mit zehn elektrischen Umschaltern versehen ist, die in ebensoviele in den Ofen geleitete Stromkreise eingeschaltet sind. Durch Öffnen und Schließen der elektrischen Ströme kann eine beliebige Temperatur hergestellt werden, die mit Hilfe von Pyrometern (Sizemessern) kontrolliert wird. Jeder der Abteilungen ist mit einem besonderen Apparat versehen, der dazu dient, Dampf zu erzeugen, da solcher für die Herstellung gewisser Brotsorten benötigt wird. An einem einzigen Tage wurden in diesem elektrischen Backofen 851 Kilo verschiedener Brotsorten gebacken. Die dazu verwandte elektrische Energie betrug einschließlich der Wasserheizung 14,27 Kilowatt. —

**Meteorologisches.**

Die Höhe der Gewitterwolken wird meist überschätzt oder, richtiger gesagt, unterschätzt. Oft hören wir von Touristen, die im Gebirge, namentlich in den Alpen, gewesen sind, berichten, daß sie auf diesem oder jenem Gipfel das erbebende Schauspiel gehabt hätten, ein Gewitter unter ihrem eigentlichen Aufenthaltsorte sich entladen zu sehen. Diese Behauptung ist aber von dem Meteorologen Dr. Sann als unrichtig bezeichnet worden. Er glaubt, daß ein solcher Fall höchstens bei einem ganz besonders hohen Berggipfel eintreten könne. Nach jahrelangen Erfahrungen, die er in den Alpen und deren Nähe gemacht hat, befindet sich die unterste Schicht der eigentlichen Gewitterwolken stets in einer Höhe von mindestens 1400 Metern, oft aber mehr als 2500 Metern. Im Gebirge kann man dies sehr genau aus der Höhe der bedeckten und nicht bedeckten Höhen feststellen. Zwei Ursachen sind es, die Touristen leicht in den Glauben versetzen, sie hätten auf einem Berge das Gewitter unter sich gehabt. Sieht man in einiger Entfernung vom Berggipfel aus ein Gewitter vorüberziehen, so scheint es, als ob man auf die weißen, glänzenden Häupter der Gauen- und Schichtwolken, die den Gewitterherd bilden, hinaufsähe, und da unter denselben die Blitze noch hinabzuden, so sagt der Tourist, er habe das Gewitter unter sich gehabt, eine Täuschung, die sehr nahe liegt. Im zweiten Falle, wo der Besucher selbst sich in den Gewitterwolken befindet, verführt ihn wohl der Umstand, daß der Lichtschein, die weißen Blitze, von unten heraufzukommen scheint, weil die Wolke, die den Berggipfel einhüllt, meist nach oben viel mächtiger ist, als nach unten, zu der Meinung, es hätte unter ihm geblitzt, und er glaubt, das Gewitter habe unter ihm stattgefunden. —

**Humoristisches.**

— **Protest.** Parbenü: „... Was, ungebildet nennen Sie mich? ... Bei mir stehen sogar in der Speisekammer die Wästen von Schiller und Goethe!“

— **Kathederblüte.** Professor der Augenheilkunde: „Die bekante Tatsache, daß die beiden Augen eines Menschen in den allerseinsten Fällen vollständig gleich sind, hat mich zu der Beobachtung geführt, daß es meistens das rechte Auge ist, welches anders ist als das linke.“

— **Ausrede.** Richter: „... Der Kläger behauptet, Sie hätten ihn ein Rhinoceros genannt!“

Wauer: „Dös kann net sein! Z'werd' do' net oan' a' Biech heiß'n, dös i' gar net fem'!“

(„Fliegende Blätter.“)

**Notizen.**

— „Auf Selijewo“, ein im Polnischen spielendes Liebes- und Machedrama von Karl Straup erzielte im Wiener Lustspielhause durch seine theatralischen Effekte äußeren Erfolg.

— „Der Schürzenzins“, ein Lustspiel von Leo Lenz, erzielte im Leipziger Stadttheater nur mäßigen Erfolg.

— **Bernard Shaw's** neuestes Werk „Des Doctors Dilemma“, eine Tragödie in vier Akten und einem Epilog, erlebte am Dienstag im Londoner Court-Theater seine Uraufführung. Auch in diesem neuen Stück kehrt die selbstzersehnende Ironie Shaws an sich rein tragische Momente ins Komische, oder Satirische oder Groteske um; doch als der Spott selbst bei dem Sterben eines Menschen nicht Halt machte, regten sich viele Stimmen des Widerspruches, die der halbschmerzlichen Equilibristik der Shawschen Menschengestaltung bis dahin mit gutem Humor gefolgt waren. Das neue Stück spielt in Arztkreisen. Die Hauptfiguren, deretwegen Shaw das ganze Drama geschrieben zu haben behauptet, — der Tod eines amoralschen Künstlers — versagte indes.

— Böcklins „Frühlingsabend“ wurde auf der Ausstellung im Münchener Glaspalast für 100 000 Mark verkauft.